



⇒ Felix Heidenreich

Der fremde Herr Kant. Otfried Höffe und Marcus Willaschek legen neue Gesamtdarstellungen vor

Versucht man den heutigen Blick auf Kant auf den Begriff zu bringen, ohne in die üblichen Klischees und Stenzen zu verfallen, so bietet sich wohl am ehesten der Begriff der Ambivalenz an. Einerseits ist Kant »aktueller denn je« (so Marcus Willaschek), sein Werk wirkmächtig bis in die Grundnormen demokratischer Verfassungen oder die Praxis des Völkerrechts hinein (wie Otfried Höffe unterstreicht). In diesem Sinne ist Kant nicht nur ein moderner Philosoph, sondern so etwas wie der Philosoph der Moderne, in Höffes Terminologie gar »unser Philosoph«. Als emblematische Figur, deren Werk und Lebenswandel die Versprechen und Hoffnungen der Aufklärung inkarniert, wird er gefeiert und in Ausstellungen inszeniert. Andererseits aber scheint uns Herr Professor Kant aus Königsberg unendlich fremd, nicht nur wegen seiner Äußerungen über Frauen oder Menschen mit dunkler Hautfarbe, sondern auch in seinem Streben nach einem philosophischen System, in dem alles seinen Ort hat. Generationen von Kant-Kritik haben eben auch zur Folge, dass sein Werk wie ein Rätselfeld vor uns liegt, der umso labyrinthischer wird, je tiefer man in ihn eindringt. Das Vertrauen auf synthetische Urteile a priori, das Streben nach moralischem Rigorismus, die Semantik der Reinheit und die Hoffnung, Probleme über »Grundlegungen« und »Prinzipien« zu lösen – all dies ist uns unendlich fremd geworden.

Mit Otfried Höffe und Marcus Willaschek legen nun pünktlich zum Jubiläumsjahr gleich zwei herausragende Kant-Experten neue Gesamtdarstellungen vor. Beide müssen mit der benannten Ambivalenz umgehen – und tun es auf sehr verschiedene Weise.

Otfried Höffe (2023): Der Weltbürger aus Königsberg. Immanuel Kant heute. Person und Werk, Wiesbaden: S. Marix, 400 S., ISBN 978-373741221-6, EUR 34,00.

Marcus Willaschek (2023): Kant. Die Revolution des Denkens, München: C.H.Beck. 430 S., ISBN 978-340680743-5, EUR 28,00.

DOI: [10.18156/eug-2-2024-rez-6](https://doi.org/10.18156/eug-2-2024-rez-6)

Von Otfried Höffe liegen bereits seit Jahrzehnten einschlägige Einführungen und Darstellungen zu Kant vor. Generationen von Studierenden sind vermutlich mit jenen Beiträgen aus seiner Feder vertraut, in denen er den Kontrast zwischen Aristotelischer Tugend-

ethik und Kantischer Pflichtenethik abzumildern versuchte. Nun legt er auf rund 400 Seiten eine Summe seiner Beschäftigung mit Kant vor, die im Schlusswort recht bescheiden als »Essay« ausgeflaggt wird. Das sehr klar strukturierte und in zahlreiche Unterkapitel aufgeteilte Buch eignet sich nicht nur als erste Orientierung für Anfänger, sondern auch als Arbeitsmittel. Es beginnt mit einer kurzen Darstellung von Kants Leben und seinen »Antriebskräften« (19-54). Höffe akzentuiert hier das Bild von Kant als »eleganter Magister« und klugem, auch genussfähigem Bürger (und generösem Erblasser) mit tugendhaftem Lebenswandel. Die folgenden Kapitel kartieren dann die theoretische Philosophie, die praktische Philosophie, die Themen Geschichte und Religion und schließlich die Anthropologie.

Wie ungebrochen Höffes Begeisterung für Kant ist, wird spätestens an jenem Punkt deutlich, an dem er ihn auch als Stilisten lobt und in einem Gedankenspiel für den ›Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa‹ vorschlägt. Für die Beiträge zur Neuen berlinischen Monatschrift mag das passend erscheinen, aber für die drei Kritiken? Dass auch hier Metaphern eine zentrale Rolle spielen (vor allem der Gerichtshof und die Architektur), ist ja durchaus richtig, aber von einem eleganten Stil wird man bei Kants lateinisch gedachten und auf Deutsch geschriebenen Schachtelsätzen wohl nicht sprechen wollen. Auch in anderer Hinsicht löst Höffe die Ambivalenzen unserer Zeit ganz zu Gunsten von Kant auf. Dies wird besonders deutlich an jener Stelle, an der es um Kants rigoroses Lügenverbot geht. Kaum eine These Kants dürfte heute derartig grotesk wirken wie der Appell, einen zu Unrecht Verfolgten seinen Häschern auszuliefern, um die eigene moralische Reinheit zu retten. Ist das nicht genau jene Instrumentalisierung des Anderen, die nach Kant eigentlich verboten ist? Beihilfe zum Mord aus Feigheit, die sich als Moral kaschiert? Erstaunlich an Kants Text *Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen* ist nicht zuletzt der Umstand, dass ein Philosoph, der die Nachricht vom Sturm auf die Bastille mit Tränen der Freude zur Kenntnis nahm, Gewalt als Mittel zur Bekämpfung von Tyrannei also offenbar emotional begrüßte, zugleich noch nicht einmal die Lüge aus Notwehr gelten lassen will. Wer würde da nicht an Leo Strauss und sein Buch *Persecution and the Art of Writing* denken? Dass Kant hier eigentlich das Gegenteil dessen sagen will, was er oberflächlich sagt, dass die Schwäche seiner Argumentation ein verdecktes Plädoyer für das Gegenteil darstellt (so kann man ja auch die erkennbar schwachen Beweise in Platons *Phaidon* lesen), scheint indes sehr unwahrscheinlich. Auch wenn Kants Text fast wie ein ironischer Scherz wirkt, ist seine rigorose Position zum Lügenverbot

in seinem Werk (und Leben) so eindeutig, dass man wohl zu seinen Ungunsten annehmen muss, dass er meint, was er schreibt.

Wie geht nun Höffe mit diesem Problem um? Zunächst kontextualisiert er Kants Lügenverbot im Werk und verweist dabei vor allem auf die Tugendlehre. Zum anderen aber greift er zu einer überraschenden Argumentation. Er schreibt: »an dieser Stelle kommt es nicht darauf an, Kant Recht zu geben oder ihm Vorwürfe zu machen« (165). Es gelte vielmehr, die bleibende Bedeutung zu würdigen: Gerade weil Kants ausnahmsloses Lügenverbot heute so absurd erscheint, soll diese Position bereichernd sein; ihr »hohes Provokationspotenzial« (165) stellt gewissermaßen einen Wert an sich dar. Vielleicht falsch, aber wenigstens provokant, so könnte man zusammenfassen. Das ist eine einigermaßen überraschende Sicht auf philosophische Theorien, die dem Kantischen Wahrheitsstreben zuwiderläuft und beinahe postmoderne Maßstäbe aus der Kunstwelt anlegt.

Gleichermaßen eindeutig fällt Höffes Verteidigung Kants gegen den Vorwurf des Rassismus aus. Er widmet der in den vergangenen Jahren oft polemisch geführten Debatte einen eigenen Exkurs und stellt geradeheraus die Frage ›War Kant Rassist?‹ (304-306) Die Antwort ist nicht ganz eindeutig. Zumindest, so argumentiert Höffe, war er kein Rassist im heutigen Sinne. Ein Argument für diese These lautet, der Begriff der Rasse sei im 18. Jahrhundert noch ganz wertneutral verwendet worden und habe lediglich deskriptive Bedeutung. Höffe verweist hier auf das Grimmsche Wörterbuch, in dem der Begriff als, so Höffe, »abwertungsneutral« ausgewiesen werde. Aber belegt das nicht eher die Blindheit der Epoche für die ubiquitäre Abwertung? Dass man im Grimmschen Wörterbuch den abwertenden Charakter der Verwendung nicht problematisiert hat, muss ja keineswegs bedeuten, dass er nicht existierte. Es könnte auch schlicht belegen, dass es nicht gelang, eine kritische Distanz zur eigenen Praxis zu gewinnen. Deutlich stärker wirkt da Höffes Hinweis auf die vielen lobenden Beschreibungen fremder Völkerschaften bei Kant – und vielen Autoren seiner Epoche. Neben einem Rassismus und einer Xenophobie gab es eben auch eine nicht weniger naive Xenophilie, einen weit verbreiteten Exotismus. Ein weiteres Argument Höffes lautet, dass Kants rassistische Äußerungen nur akzidentielle Bedeutung hätten und nur an der Peripherie des Werkes zu finden seien. Dieses Argument überzeugt schon eher, denn in der Tat ist Kants Transzendentalphilosophie nichts fremder als ein biologischer Rassismus. Hat Kant hier also einfach unreflektiert dummes Zeug reproduziert, das in seiner Zeit als Allgemeinplatz herumgeisterte, beispielsweise über die Bewohner Afrikas? Auch diese Lesart wäre

nicht sehr schmeichelhaft, würde Kant aber eher gerecht als eine Generalverdammnis. Es ist jedenfalls sehr erfreulich, dass dieses Themenfeld in der neueren Kantforschung systematisch erschlossen und aufgearbeitet wird. Die Ergebnisse dürfen mit Spannung erwartet werden.

Betrachten wir abschließend noch ein drittes Themenfeld, auf dem uns Kant als äußerst fremde Gestalt gegenübertritt: Wir rezipieren seine absolute Grenzziehung zwischen Mensch und Tier heute in einem Kontext, in dem eine globale Verwertungsmaschinerie Millionen Tiere mästet, quält, industriell schlachtet und ihnen zum Zweck der Profitmaximierung unendliches Leid zufügt. Auch hier gilt: Kant ist nicht die Quelle dieses Übels, aber seine philosophischen Thesen erklingen nun in einem Resonanzraum, der dissonante Obertöne in beinahe unerträglicher Lautstärke hervortreten lässt. Ist Kants Philosophie nicht ein einschlägiges Beispiel für den Speziesismus? Auch hier fällt Höffes Erörterung recht einseitig zu Gunsten Kants aus. »Unser Philosoph« (so Höffe gleich zwei Mal auf Seite 347) soll zum einen inhaltlich verteidigt, andererseits seine Opposition zum Zeitgeist erneut als »Provokation« (342) legitimiert werden. Höffe verwendet dabei viel Energie darauf, zu belegen, dass Menschen und Tiere im Sinne Kants tatsächlich kategorial verschieden sind, Menschen nun mal moralfähig und daher als Rechtssubjekte adressierbar, Tiere eben nicht. Wer aber wollte widersprechen, wenn Höffe daran erinnert, dass Tiere keine »parlamentarische Gesetzgebung« und keine »regelgeleitete Bürokratie« haben (346)? Dass man Tiere nicht einfach wie Menschen behandeln kann, ist unstrittig. Aber die entscheidende Frage ist ja, ob man den Begriff der Würde und die Qualität des »Zwecks an sich« an die Eigenschaft der Vernunftbegabung koppeln sollte. Höffe selbst führt erstaunlicherweise Aristoteles und Darwin an, um Kant zu verteidigen. Diese zeigen nämlich, so Höffe, dass wir von einer Hierarchie von Fähigkeiten ausgehen müssen. Aber müsste man mit Darwin nicht gerade ein Kontinuum des Lebens erkennen – das Gegenteil einer kategorialen Differenz? Problematisch an Kants Blick auf die Tiere ist ja nicht so sehr, dass er sie von Menschen unterscheidet, sondern dass über den transzendental konzipierten Vernunftbegriff so etwas wie eine absolute Differenz eingezogen wird, aus der die Mitleidlosigkeit zwar nicht logisch folgt, ihr aber zumindest Scheinargumente an die Hand gegeben werden, wenn auch unfreiwillig. Die verbindende Fähigkeit zu Leiden aber spielt für Kant systematisch keine Rolle. Wäre es dann nicht ehrlich, schlicht zuzugeben, dass Kant hier ein Problem nicht gesehen hat, vielleicht zeitbedingt nicht sehen konnte?

Höffe betont – vollkommen zu Recht und wenig überraschend – Kants bleibende Bedeutung: Kants Werk ist schlicht ein Gebirge. Es aus anti-rassistischen oder antikolonialistischen Erwägungen aus den Lehrplänen streichen zu wollen, ist so naiv wie die Abschaffung der Alpen zu fordern. Höffes Kartierung dieses Terrains hätte aber gut daran getan, einen unerschrockeneren Blick in die Abgründe zu wagen, die in diesem Bergmassiv durchaus zu finden sind.

Diesen offenen Umgang mit den Problemen in Kants Philosophie wählt Marcus Willaschek in seiner Monographie. Hier wird das Wort »unhaltbar« (379) nicht gescheut. Auch er beginnt einleitend mit der Feststellung, dass an Kant schlicht kein Weg vorbeiführt, dass er – es wurde bereits zitiert – »aktueller denn je« sei (13). Anders als Höffe durchschreitet Willaschek das Kantsche Systemgebäude aber nicht mit einem Lageplan in der Hand, sondern streift in 30 in sich geschlossenen Essays quer durch Schloss und Garten, verbindet Biographie und Denkwelt, stellt Querbezüge und Nebenverweise her, lockert den Text mit durchaus bedeutsamen Anekdoten und historischen Kontexten auf. In die Komposition dieses Buches ist erkennbar viel Energie geflossen. Um die Bewertung dieses gewagten Verfahrens gleich vorwegzunehmen: Dieses Buch ermöglicht eine wunderbare Leseerfahrung. Auch wer sich schon seit langem mit Kant beschäftigt, findet hier Neues, Erhellendes, Überraschendes. Willaschek gelingt eine bewundernswerte Mischung aus inhaltlicher Präzision und stilistischer Leichtigkeit, die an den von Höffe aufgerufenen ›Sigmund-Freud-Preis‹ denken lässt. Dabei entstehen bisweilen regelrechte Miniaturen (bspw. Kapitel 7), die tatsächlich als eigenständige Essays stehen könnten.

Grundsätzlich haben wir es erwartungsgemäß auch hier mit einer wohlwollend gestimmten Darstellung zu tun. Anders als Höffe hat Willaschek aber keine Skrupel *to call a spade a spade*: Dass auch der genialische Kant sich nicht von dummen antisemitischen Klischees befreien konnte, darf man auch einfach mal offen aussprechen (57). Dass Willaschek Kant nicht wie Höffe als »unseren Philosophen« apostrophiert, sich nicht zum bedingungslosen Anwalt seines Untersuchungsgegenstandes macht, hat die angenehme Wirkung, dass die eingangs thematisierten Ambivalenzen in voller Tragweite ausgelotet werden. Auch Willaschek rekonstruiert die Debatte um Kants Lügenverbot. Im Gegensatz zu Höffe spricht er jedoch aus, dass Kant hier zu einem »eklatant falschen Ergebnis« kommt (108). Nun stellt sich die Frage, wie dieses Desaster zu erklären ist. Entweder das Problem beginnt mit der Theorie selbst, also dem kategorischen Imperativ, oder aber die

Theorie ist gut, wurde vom eigenen Erfinder aber falsch zur Anwendung gebracht. Beide Optionen sind wenig schmeichelhaft: Entweder das Fahrrad, das uns mit glänzendem Chrom vor Augen gestellt wurde, war von Anfang an eine haarsträubende Fehlkonstruktion, oder der leitende Ingenieur fährt bei der ersten Testfahrt krachend in die Wand. In beiden Fällen sind Rückfragen verständlich.

Willaschek votiert für die zweite Option: Kant habe unterschätzt, dass die Anwendung des kategorischen Imperativs der Urteilskraft bedürfe. Dies ist ein klassischer Rettungsversuch. Aber gelingt er auch? Die Urteilskraft ist bereits bei der Beschreibung des eigenen Verhaltens nötig: Welcher Maxime folge ich eigentlich wirklich, wenn ich die Hässcher belüge? Ein autohermeneutisches Verfahren kann hier, wie der französische Moralismus vorführte, zu durchaus gegenläufigen Resultaten kommen, Bescheidenheit sich beispielsweise als besonders hinterlistige Form der Eitelkeit erweisen. Eine solche komplexitätsaffine Selbstausslegung würde aber voraussetzen, dass man sich vom Mythos der Selbsttransparenz des Subjekts verabschiedet. Kant indes hat, so scheint es zumindest in seiner Moralphilosophie, gar kein Gespür für Tragik, Selbsttäuschungen, Widersprüche. Selbst wenn man verallgemeinerbare Maximen gefunden hat, wird sich deren Anwendung als nicht trivial erweisen; zumindest dann, wenn man davon ausgeht, dass die Welt auch tragische Situationen kennt. In diesem Fall nämlich sind die Maximen »Lüge niemals!« und »Schade keinem Unschuldigen!« nicht gleichzeitig zu erfüllen. Dann aber wäre der kategorische Imperativ ein hilfreicher Kompass für Standardsituationen, der allerdings – analog zu einem Kompass an den Polen – in Extremsituationen völlig versagt. Dieses Denkbild hatte Reinhardt Brandt vorgeschlagen. Es ordnet dem kategorischen Imperativ womöglich nicht nur eine andere Funktion zu, sondern stellt das Projekt – in einer Welt voller Magneten – insgesamt in Frage.

Die Theoriearchitektur indes als Ganzes zu hinterfragen – so weit will Willaschek nicht gehen. Ist womöglich Kants »Wunsch nach einfachen und klaren moralischen Regeln« (109) selbst schon naiv? Das Leben ist nun mal nicht einfach und klar, der *fog of war* zieht auch in die zivileren Weltgegenden, durch die wir stapfen, indem wir uns mit Urteilskraft einen Reim auf die Dinge machen, manchmal eher schlecht als recht. Das Thema der Urteilskraft verweist auf eine weitere Spannung in Kants Werk: Einerseits soll der Mensch sich seines Verstandes gerade ohne Anleitung eines anderen bedienen, also »den Probestein der Wahrheit in sich selbst (d.i. in seiner eigenen Vernunft) suchen«. Andererseits aber soll erst der öffentliche Vernunftgebrauch aus all den

Idiosynkrasien hinausführen und zu einem ausgewogenen Urteil befähigen. Urteilskraft lässt sich ja, wie Taktgefühl, nur in sozialen Kontexten einüben. Was aber folgt aus dieser Spannung? Schon Kant selber konnte dem Ideal des Selber-Denkens bekanntlich nicht gerecht werden: Antisemitische Klischees, die skurrilen Äußerungen über die Bewohner fremder Länder, seine Äußerungen über Frauen oder die Ehe reproduzieren, was Flaubert unter dem Titel der *idées reçues* sammelte: Gemeinplätze, Meinungen, die ›man‹ halt so dahersagt. Schon Kant war als Leser von Reiseberichten eine Art Medien-Junkie.

Willaschek weist darauf hin, dass sich in dieser Hinsicht unsere Abhängigkeit von kognitiven Fremdleistungen noch verschärft hat. In noch viel höherem Maße als Kant sind wir von den Leistungen anderer abhängig (vgl. 69). Ohne Anleitung eines anderen? Das ist in Zeiten »selbstdenkender« Verschwörungstheoretiker eine gefährliche Maxime und vor dem Hintergrund allerorten aus dem Boden sprießender digitaler Denkmachines eine Illusion. Auch in seiner Hoffnung auf die Selbstrationalisierungsfähigkeit einer zensurfreien Öffentlichkeit ist uns Kant heute fremd. »Aktueller denn je« also? Dies ließe sich auch bezogen auf das Philosophieverständnis bestreiten. Willaschek zeichnet Kant als einen Vorläufer von Marxismus und amerikanischem Pragmatismus aus – und zwar zumindest insofern, als die Philosophie hier nicht mehr als Verwalterin ewigen Wissens, sondern als Avantgarde des Fortschritts auftritt. Der Erfolg einer Theorie sei hier an »ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit« (376) gemessen worden, und dieses Kriterium gebe auch Kant an – zumindest für seine geschichtsphilosophischen Spekulationen. Dass nun eine Philosophie, die in der Moral dazu rät, von der Betrachtung möglicher Folgen vollends abzusehen, für sich selbst wirbt mit dem Argument, sie leiste »einen Beitrag« (377), ist doch einigermaßen bemerkenswert. Der Anti-Konsequentialismus wirbt mit seinen positiven Folgen, der Anti-Utilitarismus mit seinem Nutzen. Dass Kant als öffentlicher Intellektueller und Autor der Berlinischen Monatsschrift auf Wirkung abzielte, wirft dann erneut die Frage auf, wie Philosophie und Leben eigentlich zusammenpassen. Widersprach Kant mit seiner Wirkungsorientierung, mit seinem Lob der Öffentlichkeit nicht der eigenen Moralphilosophie?

Diese Rückfragen sollen nicht den Blick darauf verstellen, dass Willaschek eine meisterhafte Darstellung äußerst komplexer Argumentationen und Gemengelagen gelungen ist. Anders als Höffes Überblick wird dabei nicht lehrbuchhaft vorgegangen, sondern die Leser werden in einem verführerischen Ton in Kants Denkwelt gelockt. An vielen anderen Beispielen ließe sich zeigen, dass Willaschek damit zum Weiter-

denken und Wiederlesen anregt. Wer dem fremden Herrn Kant näherkommen will, findet hier einen äußerst gelungenen Wegweiser.

Felix Heidenreich, *1973, apl. Prof. Dr., Wiss. Koordinator am Internationalen Zentrum für Kultur- und Technikforschung der Universität Stuttgart (felix.heidenreich@izkt.uni-stuttgart.de).

Zitationsvorschlag:

Heidenreich, Felix (2024): Rezension: Der fremde Herr Kant. Otfried Höffe und Marcus Willaschek legen neue Gesamtdarstellungen vor (Ethik und Gesellschaft 2/2024: Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2024-rez-6> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

2/2024: Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie

Florian Höhne, Sarah Jäger, Frederike van Oorschot

Einleitung: »Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie«

Hubert Knoblauch

Die räumliche Re(kon-)figuration der Religion

Andreas Telser

Digitalität – Privatheit – Ästhetik

Benigna Wäßler

Who cares privacy? Erschütterte Privatheit

David Plüss

Transformationen liturgischer Räume und Rollen. Der cultus publicus zwischen Kirchenraum und digitaler Kirche im Wohnzimmer

Johanna Di Blasi

»Less noise, more conversation«: Das RefLab als Modell für öffentliches Christentum in Social Media

Henrike Katzer

Umkämpftes Zuhause – Fürsorge und Autonomie in krisenhaften Zeiten

Damian Ostermann

Applaus unseren schutzlosen Held:innen!

Eine kritische Praxisreflexion zur Wahrnehmung, Anerkennung und Ausstattung professioneller Pflege während der Coronapandemie

Dierk Starnitzke

Rekonfigurationen von Räumen und Rollen am Beispiel einer diakonischen Stiftung

Christine Schliesser

Orientierung und Irritation – Herausforderungen für eine kritische Öffentliche Theologie am Beispiel der GEKE Stellungnahme zum Ukrainekrieg